

Auf Jacks Spuren

Ein Fund aus dem Archiv: Victor von Falks Ripper-Roman

Man könnte meinen, die Faszination für reale Kriminalfälle sei ein Phänomen, das in der Popkultur erst in jüngerer Zeit Einzug gehalten hat, neuerdings mit sogenannten True-Crime-Podcasts. Seit die amerikanische Journalistin Sarah Koenig 2014 sehr erfolgreich für die Podcast-Reihe „Serial“ den realen Mordfall einer Schülerin in Baltimore beleuchtet hat, boomt dieses Format. Auch das deutsche Publikum kann von den Nacherzählungen blutiger Mordfälle nicht genug bekommen. Dass diese Faszination nicht neu ist, zeigt der Band „Jack der Aufschlitzer“, den der Berliner Jaron-Verlag neu aufgelegt hat.

1908 ist dieser Kriminalroman zum ersten Mal in Berlin erschienen, also rund zwanzig Jahre nach dem ersten Frauenmord im Londoner East End, den man dem Serien-täter „Jack the Ripper“ zurechnet. Als Autor ist Victor von Falk vermerkt, ein Pseudonym des Verlegers und Schriftstellers Hans Heinrich Sochaczewski. 1861 in Breslau als Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie geboren, ging er als junger Mann nach Berlin und gründete dort 1891 einen Zeitschriftenverlag mit Druckerei. Das Genre, auf das Sochaczewski sich als Autor spezialisierte, war der Kolportageroman.

Und so ist auch „Jack der Aufschlitzer“ im Stil dieser reißerischen Unterhaltungsliteratur geschrieben, der man die Faszination für die blutigen, wahren Verbrechen, die diesen Roman inspirierten, deutlich anmerkt. Mit ähnlicher Präzision, mit der heutige Podcastmoderatoren die brutalen Details wahrer Verbrechen ausbreiten, malt auch Sochaczewski die Morde aus. Als Kulisse dient dabei ein London, das – wie der Herausgeber des Buches, Mirko



Viktor von Falk:
„**Jack der Aufschlitzer**“.
Das blutige Rätsel Londons.
Jaron Verlag,
Berlin 2022.
176 S., br., 15,- €.

Schädel, sehr richtig in seinem Nachwort anmerkt – eher Staffage ist und weniger an den Nebel der Themse-Stadt als vielmehr an das Wilhelminische Berlin erinnert. „Wie überhaupt die Haltung der Charaktere mehr dem Deutschen entsprechen, als ernsthaft als angelsächsische Figuren durchzugehen“, schreibt Schädel. Das prägt den Roman deutlich, allein die Namen der Protagonisten sollen englisch klingen, alles weitere speist sich aus der Phantasie des Autors.

Der bedient sich mitunter auch bei literarischen Vorbildern. So ist die Figur, die Sochaczewski als „Jack the Ripper“ gestaltet, den Motiven aus Robert Louis Stevensons „Der seltsame Fall des Dr. Jekyll und Mr. Hyde“ nachempfunden. Auch der deutsche Autor versucht, eine Person zu charakterisieren, die zwei Gesichter hat und den dunklen Trieben seiner Seele nachts nachgeht. Im Gegensatz zu Stevenson ist Sochaczewskis Roman leider sprachlich weitaus weniger versiert, platte Gefühlsausbrüche bedienen die Affekte seiner Leser, die Szenen suhlen sich mitunter zu sehr im verspritzten Blut.

Zu Recht wundert sich der Herausgeber des Buches, wie viele Stellen des günstigen Taschenbuchs wohl der Zensur zum Opfer gefallen sein mögen (leider hat er darauf keine Antwort). Interessant ist das Buch also weniger als literarische Entdeckung denn als Zeitzeugnis, das belegt, wie stark der Einfluss der Moderne in der populären Kultur zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts war.

Sochaczewski versucht sich an psychologischen Deutungen, welche die Ursachen für die Erkrankungen des Geistes in den Traumata der Kindheit finden – natürlich nutzt er Sigmund Freuds Theorien, ohne diesen explizit zu erwähnen. Die Figur eines Psychologen bietet ihm wiederum Gelegenheit, mit allerlei verbotener Sexualität („Ich erinnere Sie ferner an die doch tausendfach bewiesenen Fälle von Flagellantismus“) die Seiten zu füllen.

Die überraschendste Figur findet sich direkt am Anfang, wenn der Polizeidirektor seinen „besten weiblichen Detektiv“ auf den Serienmörder ansetzt, da „Frauen in der Beobachtung von Personen um vieles gewandter sind, ein besseres und leichteres Anpassungsvermögen besitzen als die meisten Männer“. Zwischen all den Morden an Prostituierten hätte man 1908 dann doch nicht mit solch einem Detektiv gerechnet.

MARIA WIESNER



Kampfgebiet: Unter Katharina der Großen erbaut und von Stalin zerstört, wurde die Verklärungskathedrale in Odessa von der ukrainisch-orthodoxen Kirche rekonstruiert. Foto ddp

Dieses Buch ist eine Räuberpistole, ein rauchender Colt aus einer Region, in der jeder Funke einen Flächenbrand entfacht. Es handelt von Odessa, der Kulturmetropole am Schwarzen Meer, ähnlich verrufen und mit ähnlichem Völkergemisch wie Marseille. Die Geschichte wird erzählt von dem am Hafen herumstreunenden Kater Smiley, ein Wink mit dem Zaunpfahl für Liebhaber von Spionageromanen, und ihr Held ist ein abgehalfterter CIA-Mann namens Max Rushmore, benannt nach einem Berg mit in den Felsen gemeißelten Köpfen amerikanischer Präsidenten, auf denen Cary Grant in einem Hitchcock-Film herumkraxelt – oder war es James Stewart?

Odessa ist kein austauschbarer Ort, denn die von Katharina II. aus dem Boden gestampfte Stadt, Russlands Tor zum warmen Meer, wurde – in dieser Reihenfolge – von Griechen, Türken, Juden, Armeniern, Polen und Deutschen besiedelt, denen die Zarin Glaubens- und Steuerfreiheit gewährte. Odessa ist eine Literaturstadt: Es genügt, Puschkin, Gogol und Isaak Babel zu erwähnen, dessen zerbrochene Brille im Literaturmuseum von Odessa zu sehen ist – anders als die von Nazis ermordeten Katakomben, in denen sie den Protagonisten umherirren lässt. Worum geht es? Vordergründig um

Diese und andere Koryphäen der Literatur werden im Text zitiert, aber Sally McCranes Buch ist kein berühmter Bildungsroman, sondern ein waschechter Spionagekrimi, Kolportage im besten Sinn. Die aus Kalifornien stammende Autorin, die für die „New York Times“ und den „New Yorker“ schreibt, hat in Odessa gelebt und kennt sich hier aus, einschließlich der Champagner-Fabrik und der unterirdischen Katakomben, in denen sie den Protagonisten umherirren lässt. Worum geht es? Vordergründig um

Eine Hand zu viel im Spiel

Vor Gericht oder zu den Gangstern? Sally McGrane legt einen Spionagekrimi vor, der in Odessa spielt – in einer Stadt, die keiner ihrer Besitzer je verstehen wird.

den real existierenden Politiker Grischas Sakaschwili, der nach seinem erzwungenen Abgang aus Tiflis Gouverneur von Odessa wurde und korrupten Oligarchen den Kampf ansagte, einschließlich der FSB alias KGB, sondern wie Dublin bei James Joyce und Danzig bei Günter Grass, die Hafenstadt, von der es heißt: „Überall in Odessa gab es Anker. Als müssten sie die Stadt vor dem Davonschwimmen bewahren. (...) Weder die Sowjets noch die Amerikaner, Ukrainer oder Russen hatten jemals gewusst, was dort unten alles vor sich ging. Und sie würden es niemals erfahren.“

„Die Hand von Odessa“ ist kein sensibler Frauenroman für zartbesaitete Leserinnen, sondern das Gegenteil, ein Action-Thriller, in dem blutig abgerechnet wird – nicht sadistisch wie bei James Bond, aber auch nicht dezent wie bei John le Carré. Was Sally McGrane als Alleinstellungsmerkmal von beiden unterscheidet, ist die genaue, ja intime Kenntnis des Ortes, an dem das Buch

spielt, einschließlich der dazugehörigen Literatur – der Text steckt voll ironischer Anspielungen. Hinzu kommt ein subtiler Wortwitz, den Diana Feuerbachs Übersetzung optimal wiedergibt: „Ich suche die Straße der Revolution“, sagte der alte Mann. „Die Straße gibt es nicht mehr“, sagte sie freundlich. „Sie heißt jetzt Kosakenstraße. Da entlang.“

Die Lösung des Rätsels soll und darf hier nicht verraten werden; nur so viel sei gesagt, dass der Titel „Axolotl Roadkill“ von Helene Hegemann einen ersten Fingerzeig gibt. Die Handlung von Sally McCranes Buch ist so komplex und redundant, dass sie schwer nacherzählbar ist: Wie in alten russischen Romanen

gibt es Haupt- und Nebenfiguren, und der Text bestätigt die These, dass die kürzeste Verbindung von A nach B keine Gerade, sondern eine Zickzacklinie sei. Heimlicher Held ist weder die CIA noch der FSB alias KGB, sondern wie Dublin bei James Joyce und Danzig bei Günter Grass, die Hafenstadt, von der es heißt: „Überall in Odessa gab es Anker. Als müssten sie die Stadt vor dem Davonschwimmen bewahren. (...) Weder die Sowjets noch die Amerikaner, Ukrainer oder Russen hatten jemals gewusst, was dort unten alles vor sich ging. Und sie würden es niemals erfahren.“

„Die Hand von Odessa“ ist kein sensibler Frauenroman für zartbesaitete Leserinnen, sondern das Gegenteil, ein Action-Thriller, in dem blutig abgerechnet wird – nicht sadistisch wie bei James Bond, aber auch nicht dezent wie bei John le Carré. Was Sally McGrane als Alleinstellungsmerkmal von beiden unterscheidet, ist die genaue, ja intime Kenntnis des Ortes, an dem das Buch

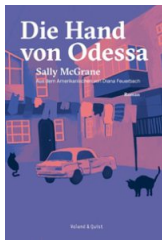
gibt es Haupt- und Nebenfiguren, und der Text bestätigt die These, dass die kürzeste Verbindung von A nach B keine Gerade, sondern eine Zickzacklinie sei. Heimlicher Held ist weder die CIA noch der FSB alias KGB, sondern wie Dublin bei James Joyce und Danzig bei Günter Grass, die Hafenstadt, von der es heißt: „Überall in Odessa gab es Anker. Als müssten sie die Stadt vor dem Davonschwimmen bewahren. (...) Weder die Sowjets noch die Amerikaner, Ukrainer oder Russen hatten jemals gewusst, was dort unten alles vor sich ging. Und sie würden es niemals erfahren.“

Da leuchtet es ein, dass die Wunder in „Die tausend Verbrechen des Ming Tsu“ aus dem Film selbst geboren zu sein scheinen, wo Italiener in Spanien drehen und so tun, als seien sie in Amerika, wo körperlose Stimmen, Weissagungen,

spielt, einschließlich der dazugehörigen Literatur – der Text steckt voll ironischer Anspielungen. Hinzu kommt ein subtiler Wortwitz, den Diana Feuerbachs Übersetzung optimal wiedergibt: „Ich suche die Straße der Revolution“, sagte der alte Mann. „Die Straße gibt es nicht mehr“, sagte sie freundlich. „Sie heißt jetzt Kosakenstraße. Da entlang.“

Die im Roman geschilderte Tragikomödie wirkt so abstrus, als sei sie an den Haaren herbeigezogen, aber sie passt zur politischen Aktualität rund um Putins Annexion der Krim. Die Geschichte hatte ein unheroisches Nachspiel, genaugenommen sogar zwei: Micheil Saakaschwili – so der richtige Name des Korruptionsbekämpfers – fiel in der Ukraine in Ungnade. Nach Georgien zurückgekehrt, verlor er die Präsidentschaftswahl und sitzt seitdem im Gefängnis, aus dem er durch Hungerstreiks freizukommen versucht.

Und bei einem von Sally McGrane beschriebenen Wodka-Wetttrinken soll Hillary Clinton ihren Herausforderer John McCain unter den Tisch gesoffen haben: „Wer Streit hatte, konnte entweder vor Gericht gehen, oder er ging zu den Gangstern. Verglichen mit den Gerichten brauchten sie nur einen Bruchteil der Zeit. Im Odessa der Neunzigerjahre hatten die Gangstergerichte auch eine sogenannte Wodka-Option. Sie haben sich einfach hingesetzt und um die Wette gesoffen.“ HANS CHRISTOPH BUCH



Sally McGrane:
„**Die Hand von Odessa**“.
Roman.
Aus dem Amerikanischen von Diana Feuerbach.
Voland & Quist Verlag,
Berlin 2022.
416 S., geb., 24,- €.

Für den Leser kann das anstrengend werden, wenn er sich durch etwas zu viele Passagen in fränkischer Mundart quälen muss. Da wünscht man sich den Tommie Goerz zurück, der zuletzt in Romanen wie „Frenzel“ und „Meier“ hart, geradlinig und lakonisch von kühlen Profis ohne kulturkritisch-moralische Anwendungen erzählte.

Ob **Michael Ostrowski**, der österreichische Schauspieler, nun einen Kriminal- oder einen Schelmenroman oder eine nachtschwarze Komödie vorgelegt hat, muss einen nicht kümmern. Sicher ist: „**Der Onkel**“ (Rowohl, 320 S., geb., 24,- €) war schon ein – in Deutschland noch nicht gezeigter – Film mit Ostrowski und Anke Engelke, bevor er ein Buch wurde. Und dieses Buch kommt nun immerhin mit einem Blurb von Elfriede Jelinek. Es hat ihn verdient, es ist giftig, schrill und hat diese Art Wiener Humor, für die es nur den unübersetzbaren Begriff „Schmäh“ gibt.

Nachdem sein Bruder Sandro ins Koma gefallen ist, kehrt der prolige Kleingauer Mike mit Vokuhila und weißen Lederboots zurück – in ein Milieu wie in der Serie „Vorstadtweiber“. Sandro Frau, einst Mikes große Liebe, ist nicht begeistert, die beiden verwöhnten Kinder aber mögen den Onkel mit den angejahrten Sprüchen und anarchischen Manieren. Er ist auch der richtige Mann, um die Probleme mit Schwarzgeldern zu lösen, die sein Bruder hinterlassen hat.

Der Roman hat ein paar Längen, aber man amüsiert sich bestens über Dialoge und schillernde Nebendarsteller, weil Ostrowski weiß, dass man es manchmal gar nicht genug übertreiben kann. PETER KÖRTE

Nur mit Vokuhila

Krimis in Kürze: Albinus, Goerz, Ostrowski

Es passiert nicht allzu oft, dass einen Kriminalromane nachdrücklich an Konfliktherde dieser Welt erinnern, die seit Längerem schwelen, immer wieder aufflackern, um dann in der öffentlichen Wahrnehmung doch in den Hintergrund gedrängt zu werden. „**Damaskus**“ (Hoffmann und Campe, 510 S., geb., 24,- €), der Debütroman der Dänin **Iben Albinus**, spielt im Syrien des Jahres 2011, als alles begann. Als aus vereinzelt Protesten große Demonstrationen in Damaskus und Homs wurden. Als sich aus der brutalen Unterdrückung durch das Assad-Regime ein Bürgerkrieg entzündete und immer mehr Menschen flohen.

Die Protagonistin Sigrid Melin kommt nach Syrien, um für eine dänische Telekommunikationsfirma eine „soziale Nachhaltigkeitsstrategie“ zu entwickeln. Sie hat als Journalistin im Nahen Osten gearbeitet, war bei Amnesty und hat eine syrische Studienfreundin, die inzwischen eine Securityfirma leitet, zur Oberschicht gehört, regimetreu ist und gut vernetzt. Auch der dänische Geheimdienst interessiert sich für Melins Mission. Das Konfliktpotential ist von Beginn an klar. Doch wer wem etwas schuldet, wer mit wem wofür paktiert, in welche Loyalitätskonflikte einen das stürzen kann, ist komplizierter und abgründiger, als es sich Melin hat vorstellen können.

Albinus erzählt das sehr konventionell, aber mit einem dichten Plot und straffem Spannungsbogen bis zum Ende. Was nach 2011 geschah, ist bekannt. 2015 griff Russland ein, Putin rettete Assad, der heute wieder zwei Drittel des Landes kontrolliert,

STREIFSCHUSS

ohne dass sich die Situation der Menschen gebessert hätte. Es herrscht Friedhofsruhe im Land. Dieser Thriller, aus dem die als Drehbuchautorin erfolgreiche Albinus auch eine Serie entwickeln soll, sorgt dafür, dass man sich das alles noch mal vor Augen führt.

Tommie Goerz und sein Nürnberger Kommissar mit dem auffälligen Namen Friedo Behütuns sind für viele Leser alte Bekannte. „**Brandsatz**“ (Ars vivendi, 224 S., br., 16,- €) ist ihr zehnter Auftritt. Mitten in der Pandemie, mit kranken Kollegen und Impfgegnern, darunter Behütuns’ ehemalige Ehefrau. Auch der gemeinsame Sohn, der allerdings nicht weiß, dass Behütuns sein Vater ist, wird hineingezogen.

Der Kommissar stößt auf rechte Umrtriebe in einem Waldstück, ein alter Mordfall beschäftigt ihn, er entdeckt ein Zolffreilager, in dem dubiose Geschäfte getätigt werden – aber hartnäckiger als alle Widrigkeiten ist die schlechte Laune des Ermittlers, der immer wieder zu galligen Tiraden über den Lauf der modernen Welt neigt. Seine Sturheit und seine Skepsis sind natürlich auch sein kriminalistisches Erfolgsmodell: Er lässt nie locker.

Für den Leser kann das anstrengend werden, wenn er sich durch etwas zu viele Passagen in fränkischer Mundart quälen muss. Da wünscht man sich den Tommie Goerz zurück, der zuletzt in Romanen wie „Frenzel“ und „Meier“ hart, geradlinig und lakonisch von kühlen Profis ohne kulturkritisch-moralische Anwendungen erzählte.

Ob **Michael Ostrowski**, der österreichische Schauspieler, nun einen Kriminal- oder einen Schelmenroman oder eine nachtschwarze Komödie vorgelegt hat, muss einen nicht kümmern. Sicher ist: „**Der Onkel**“ (Rowohl, 320 S., geb., 24,- €) war schon ein – in Deutschland noch nicht gezeigter – Film mit Ostrowski und Anke Engelke, bevor er ein Buch wurde. Und dieses Buch kommt nun immerhin mit einem Blurb von Elfriede Jelinek. Es hat ihn verdient, es ist giftig, schrill und hat diese Art Wiener Humor, für die es nur den unübersetzbaren Begriff „Schmäh“ gibt.

Nachdem sein Bruder Sandro ins Koma gefallen ist, kehrt der prolige Kleingauer Mike mit Vokuhila und weißen Lederboots zurück – in ein Milieu wie in der Serie „Vorstadtweiber“. Sandro Frau, einst Mikes große Liebe, ist nicht begeistert, die beiden verwöhnten Kinder aber mögen den Onkel mit den angejahrten Sprüchen und anarchischen Manieren. Er ist auch der richtige Mann, um die Probleme mit Schwarzgeldern zu lösen, die sein Bruder hinterlassen hat.

Der Roman hat ein paar Längen, aber man amüsiert sich bestens über Dialoge und schillernde Nebendarsteller, weil Ostrowski weiß, dass man es manchmal gar nicht genug übertreiben kann. PETER KÖRTE